

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band: 21 (1931)
Heft: 51

Artikel: Die Vereinsamten
Autor: Schmid-Marti, Frieda
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-647055>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 16.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Ich, daß wir uns solche Fragen nur so recht ehrlich und ohne Falch vorlegen würden! Daß wir es nur lernten, mit dem Staat, der sich nicht bewährt hat, und der Nationalbank, die unsere Arbeitslosigkeit nicht verhindert hat, mit den Flugzeugen, den Autos und den Eisenbahnen, die sich vom Teufel haben zu Kriegswerkzeugen machen lassen, auch unser Christentum in den Winkel zu stellen, weil auch es jämmerlich versagt und nicht verhindert hat, daß die Arbeitslosigkeit Meister wurde und die Agenten der Rüstungsindustrie unsere Völker in Jammer und Not jagten. Denn gerade so lernten wir dann wiederum recht Weihnachten feiern. Gerade so würden wir unsere Herzen öffnen für die frohe Botschaft Gottes, die er uns an Weihnachten hell und klingend zuruft.

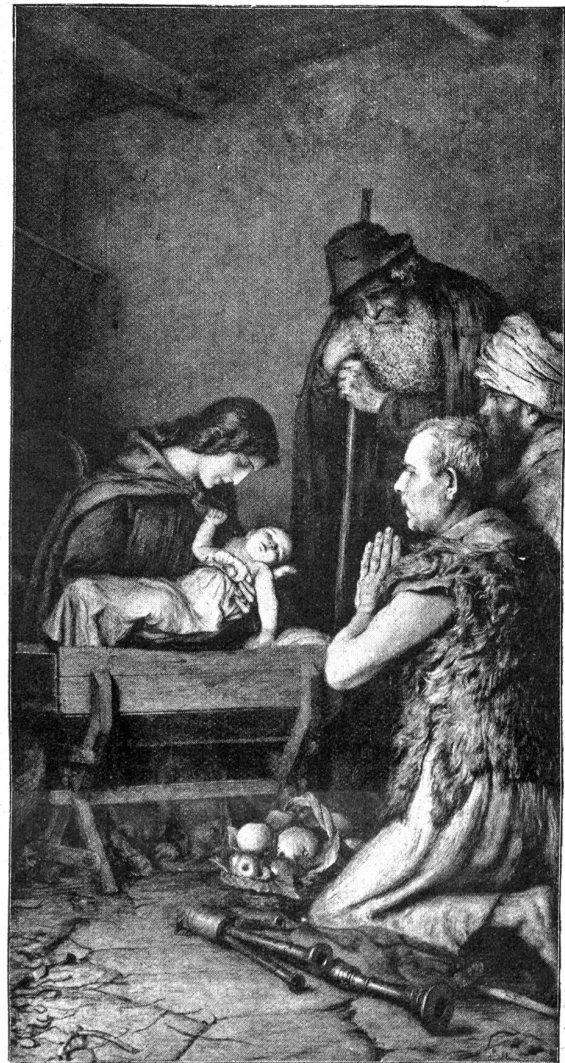
Die frohe Botschaft Gottes ist ja nicht unser lendenlahmes, nach allen Seiten hinkendes, in Furcht vor tapferem Glauben und Gehorsam der Mauer entlang schleichendes „Christentum“. Weihnachten redet nicht davon, was wir für Gott getan haben. Sondern Weihnachten redet davon, was Gott für uns getan hat, und was er auch heute noch für uns tun will. Weihnachten verkündet uns, daß wir ja gerade nicht imstande sind, am Steuer Platz zu nehmen und den Kurs nach dem Paradies zu führen, sondern daß Gott uns selber einen Steuermann geben muß, wenn wir ins Paradies gelangen wollen, und daß dieser Steuermann Jesus Christus heißt. Weihnachten bedeutet, daß Gott uns in jenem zarten, gebrechlichen Kind in der Krippe des Stalles zu Bethlehem mehr gegeben hat als wir uns selber mit unserem Fortschritt, unserer Wissenschaft, unserer Kunst und unserer Technik geben konnten.

Und wenn wir dieses Jahr unter so traurigen Umständen Weihnachten feiern müssen, so geschieht es ja nur deshalb, weil wir eben schon lange nie mehr richtig Weihnachten gefeiert haben. Wir glaubten ja nicht an Gott, sondern an den Fortschritt, den wir uns selber schufen, und der im zwanzigsten Jahrhundert das Paradies auf Erden errichten sollte. Wir sahen selber am Steuer und hatten Gott nicht nötig. Wir knieten nicht wie die Hirten und die Weisen aus dem Morgenland vor dem Kindlein im Stall zu Bethlehem, sondern wir proklamierten das Jahrhundert des Kindes und knieten nieder vor den Kindern, die wir selber erzeugt. Wir sahen nicht den Gottesglanz, der aus der Armut Jesu von Nazareth herausleuchtete, sondern wir sahen nur den Teufelsglanz unseres Reichtums, unseres Wissens und Könnens. Und wenn wir das alles schon mit ein wenig „Christentum“ vergoldeten, so segelten wir damit doch in das Jahrhundert der Kinderlosigkeit, statt in das Jahrhundert des Kindes, in den Bankrott aller der Dinge, die wir für groß und herrlich erachtet, statt in ein Menschheitsparadies, und wir haben für uns selber und unsere Kinder nicht einmal Arbeit, und Diktatur, Jammer und Not beherrschen die Welt.

Aber gerade in diese Not und Trostlosigkeit hinein verkündet uns nun Weihnachten, daß das nicht so bleiben soll und bleiben wird. Gerade in diese Nacht hinein strahlt das Licht Gottes voller Gnade und Verheißung. Wir werden gerade jetzt wieder einmal aufgerufen, auf Gott zu vertrauen, dem Mann Jesus von Nazareth das Steuer abzutreten und um seinen Frieden und um seine Staats- und Wirtschaftsordnung für diese Welt zu bitten. Gott sagt uns gerade jetzt wieder einmal, daß er ja gar nicht der geizige Gott ist, den wir immer wieder aus ihm machen, daß er uns nicht nur mit ein paar erbaulichen Stimmungen, ein paar Belehrungen und ein paar Wohltätigkeitsinstitutionen beglücken will, sondern daß er uns in unendlicher Gebefreudigkeit sein Reich und seine Kraft schenken will. Wir dürfen es gerade jetzt wieder hören, daß Weihnacht nicht ein Familienfest für eine friedliche, glückliche und selbstzufriedene Menschheit ist, sondern Gottes ausgestreckte Retterhand für eine verlorene Welt. Wir dürfen es jetzt, wo die Welt wieder einmal verloren ist, jubelnd glauben und

bekennen, daß aber auch Christus geboren ist: Freue dich, o Christenheit!

Es hat auf unserer Erde noch selten so trostlos ausgesehen wie dieses Jahr. Aber die Menschen hatten auch noch



Anbetung der Hirten.

Eduard Gelli.

selten so starke Ursache, Weihnachten zu feiern, wie dieses Jahr; nicht Weihnachten unseres Christentumes, aber Weihnachten Gottes. Daß wir doch Ohren hätten zu hören:

Heute geht aus seiner Kammer
Gottes Held,
Der die Welt
Reißt aus allem Jammer!

Eduard Burri.

Die Vereinsamten.

Von Frieda Schmid-Marti.

„Anna, nun gehe ich den Weihnachtsbaum schneiden.“ Ferdinand Suggler stand im Rahmen der offenen Türe, angetan mit der grauen Toppe und den Ledergamaschen, die Pelzmütze über die Ohren gezogen. Ein Strom frischer, kalter Luft schlug von draußen in die behaglich warme Stube. — Aufgeschreckt aus stiller Versunkenheit fuhr Anna Suggler auf: „Ja? — Ja so, eben, der Weihnachtsbaum.“ ... Ein Weilchen war es still ... Ein leises Zögern war

noch an Huggler. Er blieb unschlüssig an der Türe stehen. Langsam und fragend hob Frau Anna die Augen und schaute hinüber zu ihrem Manne.

Im Hausgang winkelte der Hund und wedelte erwartungsvoll mit dem Schweif. „Sei still, Bello“, sagte Ferdinand Huggler und trat — ein wenig links, wie es sonst nicht seine Gewohnheit war — in die Stube. Er schloß behutsam die Türe. „Ja, Anna, was ich noch fragen wollte: soll ich einen großen Baum bringen? Einen, wie wir hatten, als die Kinder —“ Ferdinand Huggler sprach den Satz nicht zu Ende. Wieder sah er fragend — fast ängstlich fragend — hinüber zu seiner Frau. Es war sehr still in der Stube. Nur das Ticken der Wanduhr brach die Stille.

Sekundenlang schloß Frau Anna Huggler die Augen, hob die feine, schmale Hand und legte sie an die Stirne, als schmerzte sie dort ein Gedanke. — Eine große, verhaltene Ruhe war an ihr. Eine leise Wehmut spielte in dem klaren, reifen Frauengesicht. Das wechselvolle, in allen Höhen und Tiefen durchgelebte und empfundene Leben hatte ihm seinen Stempel aufgedrückt.

Jetzt wandte sie langsam das bewegte Antlitz: „Ja, Ferdinand?“ — Es war Gegenfrage und ratlose Ungewißheit, die Anna Huggler die Worte in den Mund legte

Als ihr Mann immer noch dort an der Tür stand, schlug sie die Augen voll zu ihm auf. Ein leises Lächeln stahl sich in ihr wehmutsvolles Gesicht. „So bring' ein kleines Bäumli, Ferdi, weißt, so eines, wie wir im ersten Jahr unserer Ehe hatten ...“ Es klang fast fröhlich und löste in Ferdinand Hugglers Gesicht die ängstlich witternde Spannung ... „Also denn, Anna. Auf Wiedersehn! Laß' dir die Zeit nicht lang werden.“ — „Bhüt Gott Ferdinand“, sagte die Frau innig und ihre Hand nahm wieder die weiße Wolle über den Finger. Anna Huggler strickte an einem Kinderjäcklein.

Leise verhallten Ferdinand Hugglers Schritte im Gang. Noch schlug Bellos Freudenbellen an das Ohr der Lau-schenden. Dann fiel die Türe ins Schloß. — Nun fluteten Gedanken und Wünsche der Einsamen zurück ins eigene Herz. — Plötzlich aber schoß Anna Huggler auf und öffnete hastig das Fenster. „Ferdinand, vergiß nicht eine Handvoll Tannzweige zu bringen, daß ich sie den Kindern in die Weihnachtspädli stecken kann ...“ Eine Träne hing klar und perlend an ihrer Wimper. „Will's besorgen, Anna.“ — Huggler strich lieblosend Bellos dunklen Kopf. Er sah hinauf nach dem Fenster, wo seine Frau stand. „Heimwehmüeti“, rief er plötzlich halb laut und zwinkerte mit den Augen. Er lachte. Das Wort klang scherzend, und doch schwang eine leise Unruhe darin. Nun schritt Huggler davon. — „Bello, gib Ruh“, befahl er dem Hund, der ihn bellend umtollte. Der schwere Dezembernebel hatte gar bald die beiden verschlungen.

Nun sah Anna Huggler wieder an ihrer Stridarbeit und dachte an ihr vergangenes Leben und Lieben. Wie Wolken am Himmel, licht und dunkel glitt es vorüber: die Zeit der Jugend, der Liebe und jungen Ehe. Dann kamen die Kinder. Die kleinen Sorgen und Mühen. Als die Kinder größer wurden, kamen die größern Sorgen. Die Zeit hatte Flügel! Eines ums andere löste sich sacht aus dem Liebesring des Elternhauses. In Freude und in Trauer. Eines ums andere gab die Mutter vom Herzen in andere Hände. Unter tausend Schmerzen. Aber mit tapferem Sinn. Was reif war, löste sich vom Baume ihres Lebens und sproß auf in eigener Kraft. Das war Lebenslauf und Erdenbestimmung. Jetzt war ihnen noch das Lineli geblieben. Das Lineli mit den frohmütigen Augen. Den Vateraugen in Sonne und Glanz getaucht. Aber auch das Lineli konnte — oder wollte am Weihnachtsabend nicht heimkommen! Für den Vater eine große Enttäuschung, für sie, die Mutter, ein Herzeleid. — Ach, sogar das Lineli! —

Und das Lilly erwartete in der fernen Stadt ein Kindlein. — — Ach — — und das Anneli im Pfarrhaus hatte über Weihnachten so viel zu tun und denken. Und erst die Buben! Gütiger Himmel! So weit, weit fort!

Anna Huggler schluchzte auf und trocknete rasch die Tränen. Nein, der Ferdi sollte nicht merken, daß sie geweint hatte. Nein, gewiß nicht. Er trug ja auch so schwer an der Einsamkeit, so schwer. — — Froh sein wollte sie, wenn er heim kam. Lachen wollte sie, scherzen ...

Ferdinand Huggler schritt eilig in die graue Dämmerung. Der Nebel braute tief und drückend. Die Welt war leer. Lächerlich graue Weidenstrünke, kahle Bäume, seichte Wiesen, tote Weite. Nur fern, wie eine dunkle, schwarze Mauer der Tannenwald. — „Ja, ja, geht Bello, jetzt sind wir allein, heute. Alles ausgeflogen ...“ Der Hund sah mit flugen Augen empor und bellte. Jetzt sprang er sogar hoch an seinem Herrn. „Bello, Bello, was sind das für Geschichten! Gib Ruh!“ — Ferdinand Huggler seufzte. Der neblige Reif spann ihm Silberfäden in den grau melierten Bart. Er fühlte es nicht. Er trägt ein Herz voll lichter Erinnerungen durch den trüben Dezember-tag. Wie oft hat er den Weg schon getan in den letzten Dezembertragen. Aber nie so allein wie heute! War das allemal ein freudiges Ereignis gewesen. Ein Jubel ohne Gleichen früher, da die Kinder noch klein waren. Ein still froher Gang, später, als das oder jenes nun schon erwachsene mitging in den winterstillen Tannenwald. Letztes Jahr war noch das Lineli mitgegangen. — Das Lineli! — „Bello, so komm doch! Was rennst du immer voraus?“ — Keuchend kam der Hund gerannt, schmiegte sich an Hugglers Knie, bellte und sprang wieder davon. — Bild um Bild stieg dem einsamen Wanderer empor. Erst die kleinen Kinder: „Bati, lueg wie die Tannzapfen tanzen im Luft.“ Der Fredi sagte es einmal, als der Sturm die Tannenwipfel bog. Seine Auglein schimmerten feucht und sein kleines Fingerlein wies gar ernsthaft nach den wippenden Zapfen. „Bati, sind das die kleinen Buhitannli für die Bébéli?“ So hatte das Lilly fragen können. Sein Köpflin war voll Kinderträume und Märchen gewesen. „Bati, der Samichlaus und das Weihnachtskindlein?“ Und „Bati, glaubst du, daß sie ein Eselein haben?“ „Wer?“ „Eh, der Samichlaus und das Weihnachtskindlein.“ ... Bati hier und Bati dort! Damals hatte er kaum Ohren genug zu hören und Augen genug zum Schauen gehabt.

Später: der süße Märchenglaube an die Wundergestalten der Weihnachtszeit war erloschen, die Kinder waren wissend geworden. Aber dieser Dezemberwaldgang war etwas Wunderbares geblieben. Eine Fülle geheimer Kraft war von einem zum andern geflossen. Nie war die Stärke des Empfindens, daß eines zum andern gehöre, so mächtig und deutlich geworden, wie auf diesem Weihnachtsgang. Je öder und verschlafener der Tag, je wärmer und inniger schlugen die Herzen. Der echte Weihnachtszauber floß auf diesem Weg in aller Herzen. Die frische, barsche Winterluft war wie ein Jungbrunnen. Ein verschlafenes Häslein, ein flüchtendes Eichhörnchen, eine, mit schwerem Flügel-schlag auffahrende Krähe, und sonst: Stille, Ruhe, Frieden im Winterwald. War das das Wunder von Bethlehem, daß man auf diesem Weg so nach innen laufen mußte? Daß ungewollt die alten, lieben Kinderlieder aufstiegen?

Hatten Engelein schon jetzt ihre Flügelin gebreitet? Weg und Wald lagen stumm. Da und dort duckte sich eine Hütte im früh sinkenden Abend. Und erst, wenn das Land in der weißen Helle lag. Im weichen Traum. Wie andächtig waren die größeren Kinder oft durch die abendliche Stille heimwärts gegangen. Ihre Herzen waren offen und empfanden schon die stille Sprache. Es war Weihnachten geworden darin ... Und daheim dann in der warmen Stube waren ihre Augen hell und glänzten in kindlich frommem Sinn. Die freundliche Liebe und gegenseitige Güte waren plötzlich in ihren Herzen erwacht. Jetzt

war dieser Lebensabschnitt zu Ende. Gehörte — schon lange — der Vergangenheit an.

Alles war heute wie in vergangenen Tagen. Nur eines anders: die Kinder fehlten! Eines war da. Das andere dort. — Zwei Söhne im Ausland. Der eine in England in einem Bankhause. Der andere in den Tropen. Fern der Heimat, und sein Los heute, in dieser Stunde, ungewiß. Das stille verträumte Lilly hatte mit ihrem Gelehrten ein Heim gegründet und das muntere, lebenswarme Mennei hatte mit jubelndem Munde und lachenden Augen „Ja“ gesagt, als ein junger Pfarrer sie zur Frau begehrte. Und war doch eben erst dem Haushaltungseminar entschlüpft. Das tiefgründige, grüblerische Erwägen, ob sie zu ihrem Verlobten passe, und ob sie sich verstehen würden, und ob, und ob . . ., hatten dem Mennei völlig gefehlt. Glücklich, der liebenden Kraft in ihr vertrauend, hatte sie sich ihrem Manne geschenkt. — Und jetzt, das Linieli! Daß auch das Linieli, das Jüngste und sein Herzblatt, nicht heimkommen wollte an Weihnachten! Nicht auszudenken war's Und die Mutter!

Eben sprang der Hund in tollen Sprüngen daher und begann Ferdinand Hugglers Hand zu ledern. Die warme Berührung tat ihm wohl. Der Hund schnupperte an ihm herum. Er ließ ihn gewähren. „Ja ja Bello, bist ein Lieber, ein gar treuer Kerl! Ja a . . .“ Eine tiefe Weichheit lag in Hugglers Stimme. Ein Schimmer von Heimweh nun auch in seinem Gesicht. — Sein Herz spähte in die Zukunft und entdeckte da eine gewisse Leere, die ihn schmerzlich aufseufzen ließ. Alles war relativ. Das Erlebte und Vergangene lag wie mit durchsichtigen Schleiern verhüllt und der Vorhang der Zukunft hatte sich noch nicht aufgerollt. Der heutige Tag war wie ein traumhaftes Abbild seines und seiner Gattin zukünftigen Lebens. Langsam schritt er fürbaß auf dem weichen Moosgrund. Kreischend fuhr die Säge einem jungen Tännlein ins Mark. Er nahm es und trug es gedankenvoll heimwärts. (Schluß folgt.)

Interessantes aus Moçambique.

Von Walter Lehmann.

(Schluß.)

Früh morgens vor 4 Uhr lassen sich die Plantagen-aufseher auf kleinen Wagen (Trohs) in die Plantagen hinausfahren. Oft befinden sich dort Aussichtstürme, von wo sie ihr Arbeitsfeld besser überblicken können. Bei der Zuderrohrernte werden die Eisenbahngleise dem Zuge vorweg in die riesigen Felder gelegt. Tags zuvor sind die Felder angezündet worden, sodasß die Blätter abbrannten,

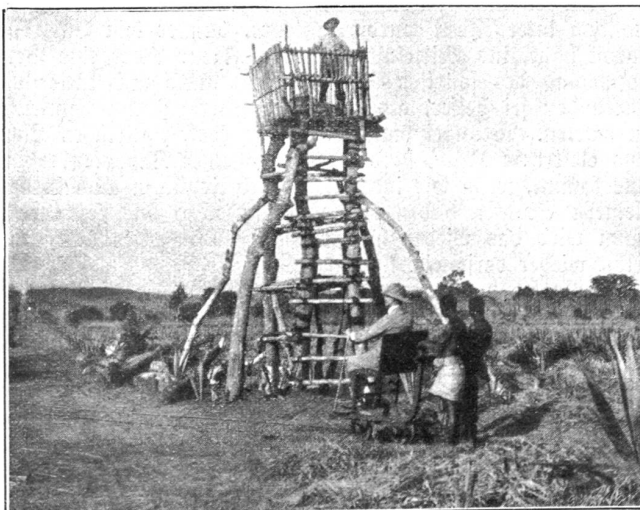


Europäerhaus.

das Rohr aber unverfehrt bleibt. Das Letztere wird mit langen Messern nahe dem Boden abgeschritten, auf Eisenbahnwagen geladen und der Fabrik zugeführt. Das Zuderrohr gelangt dort in große Maschinen, wo es so zerschnitten und zerquetscht wird, daß nichts anderes als eine trodene sägemehlähnliche Masse auf der andern Seite herauskommt, welche gleich zum Antrieb der Maschinen verfeuert wird. Durch ein kompliziertes Verfahren wird der Zuderlast zu gelbem Kristallzuder verarbeitet. Das Raffinieren zur Reinigung des Kolonialzuders wird in Lissabon ausgeführt.

Die Europäer wohnen von den Eingebornen getrennt. Ihre Häuser stehen oft auf Pfeilern und sind aus galvanisiertem Wellblech gebaut. Selbstredend werden Dach und Wände oft glühend heiß, sodasß die Regierung eine Bauvorschrift erließ, nach welcher alle Europäerhäuser innen mit Holz verkleidet werden mußten. Diese Vorschrift gilt nicht für Häuser, die von Indiern und Mischlingen bewohnt werden. Andere Europäerhäuser sind aus Backstein gebaut und oft, der Kühle wegen, mit Schilfgras, Bananen- oder Palmenblättern gedeckt.

Die Neger wohnen meist in runden oder quadratischen Hütten mit Kegeldach. Es werden breite Bretter aus Palmenholz in den Boden getrieben und die Zwischenräume



Aussichtsturm in den Plantagen. Im Hintergrund Zuckerrohrfelder.



Negerdorf in Marromeu.